

TIM UNGER (HG.)

ZUM GLAUBEN REIZEN
Mission und Glaubensvermittlung
in der postsäkularen Gesellschaft



tige Weise medial vermittelten ‚Hintergrunderzählungen‘ in Kontakt bringt. Aufgabe der Predigt ist es, die biblischen Erzählungen in den Strom der Erzählungen einzubetten und ihren Text in das Gewebe der Argumente, Metaphern und Bilder zeitgenössischer Kultur einzuwirken, ohne dass der Glaube konturenlos in diesem Strom aufgehen würde. Vielmehr könnte er an Prägnanz gewinnen. Wenn es gelingt, die lebenspraktische Deutungskraft des Evangeliums zur Sprache zu bringen, wird die Predigt eine öffentliche Reizung zum Glauben darstellen.

Deutlich ist, dass das, was vielfach als Wiederkehr beschrieben wird, sich einem Blickwechsel verdankt. Was man als Zerfall religiöser Bindkraft und als Bedeutungsverlust von Religion verstanden hatte, erweist sich beim näheren Hinsehen eher als Transformation denn als Wiederkehr des Religiösen. Ein Merkmal der Religion in der Moderne ist, dass sie nicht einfach einen Traditionsbestand darstellt, der von Generation zu Generation gleichförmig vererbt würde. Religion stellt wesentlich eine Suchbewegung des Einzelnen dar, eine Suchbewegung, die darauf angewiesen bleibt, auf traditionale Vorgaben und kulturell vorfindliche Sinnangebote zurückzugreifen. Vieles spricht dafür, dass die Kirche auch in dem von Umbrüchen und gesellschaftlichem Wandel gekennzeichneten 21. Jahrhundert bei der Frage nach dem, was sie tun soll, ganz grundsätzlich an ihre Hauptaufgabe verwiesen bleibt: die Bedeutung der Religion und des christlichen Glaubens für das Leben verständlich und ansprechend mitzuteilen.

Formen der individuellen Bindung an die Kirche und Grenzen kirchenreformerischen Handelns: Untersucht am Beispiel der evangelischen Kirche in Deutschland

DETLEF POLLACK

Seit Jahrzehnten ist der kirchliche Mitgliederbestand in den evangelischen Kirchen Deutschlands rückläufig, liegt die Zahl der Kirchengaustritte über der Zahl der Kirchengauintritte, übersteigt die Zahl der gestorbene Kirchenmitglieder die Zahl der Taufen und ist die Beteiligung am kirchlichen Leben gering. Angesichts des Verhältnisses zwischen Kirchengauintritten und Kirchengaustritten sowie zwischen Taufzahlen und Bestattungsziffern ist nicht abzusehen, dass sich diese Entwicklung in der nächsten Zeit umkehren wird.

Jahrelang sah es so aus, als ob die evangelische Kirche mit der rückläufigen Tendenz ihren Frieden geschlossen hätte. Sei es, dass die Sorge der Kirche um ihren eigenen Bestand als theologisch illegitim verurteilt wurde, dass die Klage der Pfarrer über den mangelnden Gottesdienstbesuch als charakteristisches Merkmal einer jahrhundertealten protestantischen Angst um den Erhalt der Kirche stigmatisiert wurde oder Zahlen zur Messung des Wirkens des Heiligen Geistes für irrelevant erklärt wurden, stets gab man sich der Tendenz hin, die prekäre Lage der Kirche in der modernen Welt zu entdramatisieren. Selbst die Untersuchungen der EKD zur Kirchenmitgliedschaft, die die distanzierte Kirchenmitgliedschaft als einen die Kirche stabilisierenden Faktor ausfindig gemacht hatten und seitdem die Treue der Kirchenfernen verkündeten, trugen zur allgemeinen Beschönigungstendenz bei, wie sie jahrelang die öffentliche Diskussion in der evangelischen Kirche in Deutschland beherrschte.

Inzwischen allerdings scheint sich die Lage geändert zu haben. Es ist zu einem Aufbruch in den evangelischen Kirchen in Deutschland gekommen. Man redet über den Abwärtstrend, will ihn nüchtern und realistisch zur Kenntnis nehmen, um auf ihn zu reagieren. Die Verantwortlichen fordern einen Mentalitätswandel, streben ein Wachsen gegen den Trend an, wie es das Impulspapier des Rates der EKD (Kirche der

Freiheit 2006) formuliert, wollen das Profil des unkenntlich gewordenen Protestantismus schärfen und, statt alte Bestände zu bewahren, sich nach außen öffnen und wandeln. Wenn die Kirche nicht umdenke und gegensteuere, würden sich die Mitgliederbestände bis zum Jahr 2030 um ein Drittel verringern (Kirche der Freiheit 2006: 21 f.). „Jedes ‚Weiter so‘ führte in ein finanzielles Desaster und damit zum Ende jeglicher Handlungsmöglichkeit“ (25). Statt weiterhin flächendeckend die pastoralen Bedürfnisse der Gemeinden zu befriedigen, sollen Profildgemeinden und Passantengemeinden gestärkt werden (55). Statt Strukturen zu bewahren, sollen sie aufgebrochen und verändert werden. Umbau, Konzentration auf funktionale Kernaufgaben, Professionalisierung der Mitarbeiterschaft sowie stärkere Öffnung zur Welt sind die Instrumente, mit deren Hilfe das Kirchenschiff wieder flott gemacht werden soll, damit es auch in Zukunft den Stürmen des Zeitgeistes gewachsen ist.

Aus kirchensoziologischer Sicht stellt sich dabei die Frage, ob die Kirche derart weitreichende Veränderungen wirklich realisieren kann. Besitzt sie ausreichende Ressourcen, um die Selbststeuerung und Selbstorganisation der eigenen Institution voranzutreiben, oder steht sie den ablaufenden Entwicklungstendenzen nicht weitgehend ohnmächtig gegenüber? Kann sie ihre Mitglieder an die eigenen Organisationsprinzipien binden und neue Anhänger gewinnen? Kann sie das Verhalten ihrer aktuellen und potenziellen Mitglieder beeinflussen? Oder vollziehen sich die ablaufenden Mitgliederbewegungen nicht mehr oder weniger unabhängig vom Handeln der kirchlichen Institution? Worauf beruht eigentlich die Fähigkeit der Kirche, Menschen an sich zu binden und anzuziehen? Und was steht der Attraktivität der Kirche entgegen und stößt potenzielle Anhänger vielleicht sogar ab?

Die Frage, die sich dieser Aufsatz stellt, lautet also, worauf die Bindungsfähigkeit der Kirche beruht und was die Faktoren sind, die zur Entfremdung von der Kirche beitragen. Zur Erfassung der Stärken und Schwächen der sozialen Bindungsfähigkeit der evangelischen Kirche in Deutschland wird hier auf repräsentative Umfrageergebnisse zurückgegriffen, die die Situation der Kirche auf recht verlässliche Weise abbilden. Dabei seien für die empirische Analyse insbesondere die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD (KMUI-IV) herangezogen. Ein sehr wichtiger Indikator zur Überprüfung der Bindungskraft der Kirche ist die Austrittsneigung der Kirchenmitglieder, ihre Mitgliedschaftsmotivation sowie die Eintrittsbereitschaft der Konfessionslosen. Zunächst soll auf die Entwicklung sowie die Motivation zum Kirchenaustritt eingegangen werden.

1. Kirchenaustritte

Seit 30 Jahren wird in den EKD-Untersuchungen immer wieder nach der Austrittsneigung der evangelischen Kirchenmitglieder gefragt. Dabei zeigt sich, dass für ungefähr 60 % der Evangelischen der Kirchenaustritt keine Option darstellt (vgl. Tabelle 1). Für sie kommt ein Kirchenaustritt nicht in Frage. Ungefähr zwei bis sechs Prozent bekunden ein hohes Maß an Austrittsbereitschaft. Zwischen diesen beiden Gruppen liegt die Gruppe derjenigen, die über einen Kirchenaustritt schon nachgedacht, sich aber für ihn (vielleicht noch) nicht entschieden haben. Weitergehende Untersuchungen verdeutlichen, dass eine Reflexion über die Aufrechterhaltung der Kirchenmitgliedschaft nicht zu einem intensiveren Kirchenverhältnis führt. Das Gegenteil ist der Fall. Diejenigen, für die Kirchenmitgliedschaft relativ selbstverständlich ist, nehmen im Unterschied zu den Reflektierenden auch häufiger am kirchlichen Leben teil, fühlen sich stärker mit der Kirche verbunden und besitzen insgesamt eine höhere Sympathie gegenüber der Kirche. Kirchenmitgliedschaft ist am vitalsten, wenn sie als etwas Selbstverständliches angesehen wird.

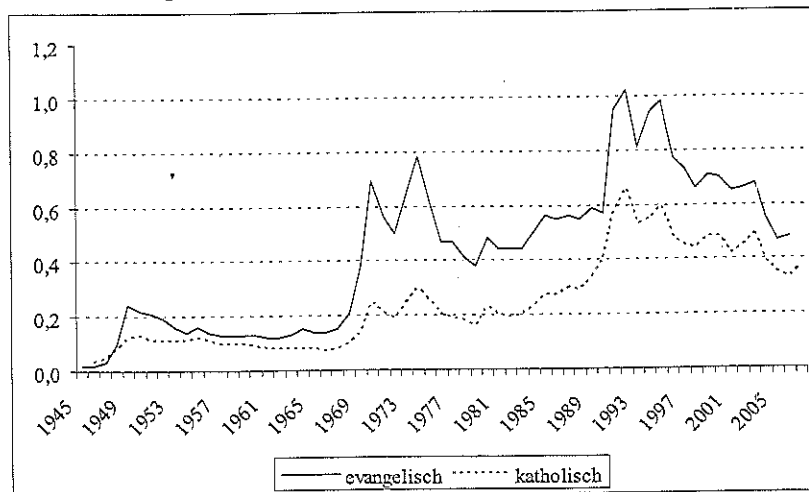
Tabelle 1: Austrittsneigung (Evangelische in Westdeutschland)

Frage: Es wird heute viel über Kirchenaustritte gesprochen. Welche von den Meinungen auf dieser Liste trifft am ehesten auf Sie zu?

	1972	1982	1992	2002
	Basis:	Basis:	Basis:	Basis:
	2000	1.523	1.585	1.532
	Befragte	Befragte	Befragte	Befragte
Für mich kommt ein Kirchenaustritt nicht in Frage	67	60	57	61
Wenn ich ehrlich bin, habe ich schon mal daran gedacht, aus der Kirche auszutreten, aber letztlich kommt es für mich doch nicht in Frage	17	18	26	22
Ich habe schon öfter daran gedacht, aus der Kirche auszutreten – ich bin mir aber noch nicht ganz sicher	10	11	11	11
Eigentlich bin ich schon fast entschlossen auszutreten, es ist nur noch eine Frage der Zeit	5	6	5	4
Ich werde ganz bestimmt so bald wie möglich austreten	2	5	1	2

Quelle: Kirchenamt der EKD 2003: 14.

Grafik 1: *Kirchenaustritte in Westdeutschland 1945–2007*
(in % der Mitglieder)



Quellen: Institut für kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen 1999; Deutsche Bischofskonferenz 1998; Deutsche Bischofskonferenz 2009a+b; Evangelische Kirche in Deutschland 2003; Evangelische Kirche 2004 ff.

Warum treten Menschen aus der Kirche aus? Betrachtet man den Verlauf der Kirchenaustritte aus der evangelischen und der katholischen Kirche in Prozent der Mitglieder in den letzten fünfzig Jahren in Westdeutschland (vgl. Grafik 1), dann erkennt man, dass die Kirchenaustrittsraten in den fünfziger und sechziger Jahren relativ gering war. In dieser Zeit war die Kirche eingebunden in den antinazistischen, antikommunistischen politischen Grundkonsens der Bundesrepublik und zog aus ihrer gesellschaftlichen Integration ein beträchtliches Maß an sozialer Akzeptanz. Ab Ende der sechziger Jahre gingen die Kirchenaustrittszahlen dramatisch nach oben. In diesen Jahren wurde der Kirchenaustritt zum Mittel des Protests vor allem jüngerer, links orientierter, avantgardistischer Intellektueller, die sich mit ihrem Kirchenaustritt gegen das bürgerliche Establishment der wohlhabenden Bundesrepublik wandten (Pittkowski/Volz 1989: 104). Heute hat der Kirchenaustritt seinen politisch-emanzipatorischen Charakter weitgehend verloren und ist zu einem von immer mehr Menschen vollzogenen unspektakulären Akt geworden. Den Grad der Normalisierung, den er inzwischen erreicht hat, kann man leicht daran erkennen, dass im Un-

terschied zu früher bei den jüngeren Austretenden Hochgebildete nicht mehr überproportional häufig vertreten sind, sondern Bildungsdifferenzen keine Rolle spielen (Engelhardt/Loewenich/Steinacker 1997: 317). Zumindest in der jüngeren Generation wird der Kirchenaustritt also nicht mehr bevorzugt von den Vorreitern und den dynamischen Eliten der Gesellschaft vollzogen; vielmehr hat er sich in seinem sozialen Charakter normalisiert.

Worin bestehen die individuell zurechenbaren Motive des Kirchenaustritts? Wenn Menschen darüber reden, warum sie aus der Kirche ausgetreten sind, so gehört für sie das Motiv, dadurch die Kirchensteuer zu sparen, zu den wichtigsten Austrittsgründen (vgl. Tabelle 2). Andreas Feige (1976: 218) meint, dass hinter diesem Motiv eine Art Kosten/Nutzen-Analyse steht: Wenn sich die Kirchenmitgliedschaft in den Augen des Einzelnen nicht mehr lohne und er von der Kirche meinte, weniger zu erhalten als er durch seine Kirchensteuer investiert, trete er aus. In Korrelationsanalysen erscheint das Kirchensteuerersparnismotiv allerdings stets isoliert von anderen denkbaren Gründen, aus der Kirche auszutreten. Solche Gründe könnten sein, dass einem die Kirche gleichgültig geworden ist, dass man sich über ihre Stellungnahmen geärgert hat oder mit dem Pfarrer unzufrieden ist oder dass man mit dem Glauben nichts mehr anfangen kann. Werden diese unterschiedlichen Austrittsgründe mit dem Kirchensteuerersparnismotiv korreliert, stellt man fest, dass es keinen Zusammenhang gibt. Möglicherweise handelt es sich bei dem Steuerersparnismotiv um ein vorgeschobenes Argument, das nicht im Zusammenhang mit anderen steht, aber gewählt wird, weil es als sozial akzeptabel angesehen wird. Für den Kirchenaustritt wichtiger könnten dann andere Gründe sein, zum Beispiel der, dass man aus dem Kommunikations- und Lebenszusammenhang mit der Kirche herausgefallen ist, keinen Bezug mehr zu Glaube und Kirche findet und der kirchlichen Institution entfremdet gegenübersteht.

Dabei scheint im Westen Deutschlands der Kirchenaustritt vielfach mit einer Art schlechten Gewissens vollzogen zu werden. Man kann auch ohne Kirche christlich sein, ist im Westen das am häufigsten bejahete Motiv des Austritts aus der evangelischen Kirche (vgl. den Mittelwert der Kirchenaustrittsgründe in Westdeutschland, Tabelle 2). Offenbar ist das Christentum im Westen Deutschlands, wo Kirchenmitgliedschaft nach wie vor ein Mehrheitsphänomen darstellt, noch immer eine gesellschaftsweit akzeptierte Größe. Im Osten hingegen nehmen die Begründungen für den Kirchenaustritt, die auf die Entfremdung vom Glauben und die Nutzlosigkeit von Religion abstellen, einen weitaus höheren Stellenwert ein als im Westen. Dort ist der christliche Wertehorizont verblasst und die Distanz zum Christentum selbst ein wichtiger Kirchenaustrittsgrund.

Weitergehende Analysen zeigen, dass die Tatsache, ob man religiös erzogen wurde oder nicht, auf die Austrittsbereitschaft einen starken Einfluss ausübt. Wer religiös erzogen wurde, neigt weniger zum Kirchenaustritt als derjenige, der keine religiöse Sozialisation erfahren hat.

2. Mitgliedschaftsmotive

Die hinter der Analyse von Kirchenaustritten liegende Frage lautet natürlich: Warum sind Menschen überhaupt in der Kirche? Insgesamt kann man sagen, dass es nicht ein Motiv gibt, sondern eine ganze Reihe von Motiven. Auf fünf unterscheidbare Motivbündel sei hingewiesen. Für viele ist ein wertrationales Motiv entscheidend, etwa, dass man der christlichen Lehre zustimmt, dass man sich als religiös definiert und einem der christliche Glaube etwas bedeutet. Ein weiteres Motiv für ihre Kirchenmitgliedschaft stellt für viele die Fähigkeit der Kirche dar, Trost zu spenden und inneren Halt zu geben. Hier kann man von einer affektiven Mitgliedschaftsmotivation sprechen. Ein drittes Motiv besteht in dem Bedürfnis, auf kirchliche Kasualien wie Trauung, Taufe und Beerdigung nicht verzichten zu wollen. Da es sich hier um Dienstleistungen der Kirche am Einzelnen handelt, könnte man von einem individuellen zweckrationalen Mitgliedschaftsmotiv sprechen. Davon zu unterscheiden ist das zweckrationale Motiv, dass sich auf die gesellschaftliche Nutzenerbringung der Kirche richtet: Man ist in der Kirche, weil sie viel Gutes tut und sich für Arme, Kranke und Alte einsetzt. Schließlich spielt noch ein konventionelles Mitgliedschaftsmotiv eine Rolle, nämlich dass die Eltern auch in der Kirche waren oder dass sich das halt so gehört.

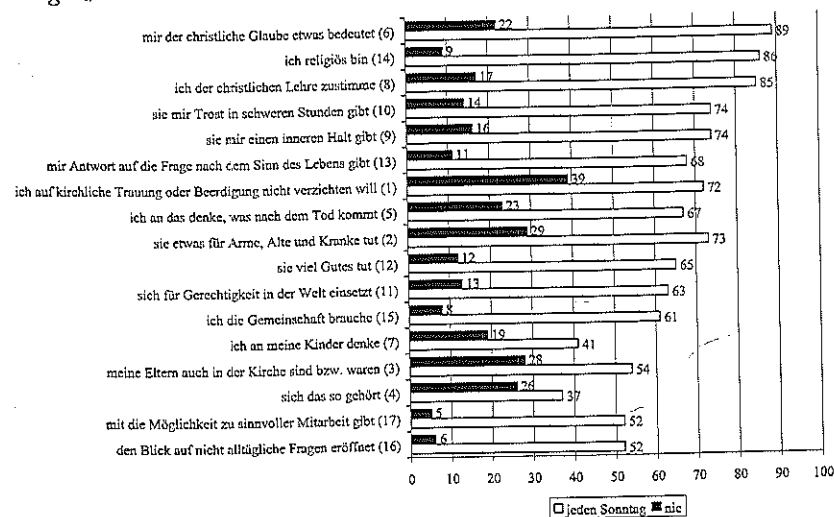
Tabelle 2: Austrittsgründe ausgetretener Konfessionsloser (7 = trifft voll und ganz zu, 1 = trifft überhaupt nicht zu)

Ich bin aus der Kirche ausgetreten weil...	West in %		Ost in %	
	West MW		Ost MW	
(A) mir die Kirche gleichgültig ist	trifft zu (6+7)	42	44	4,93
(B) ich mich über Pastor/innen und/oder andere kirchliche Mitarbeiter/innen geäußert habe	trifft zu (6+7)	15	14	2,35
(C) ich mich über kirchliche Stellungnahmen geäußert habe	trifft nicht zu (1+2)	17	11	2,96
(D) ich dadurch Kirchensteuern spare	trifft zu (6+7)	54	72	3,78
(E) ich eine andere religiöse Überzeugung gefunden habe	trifft nicht zu (1+2)	31	14	5,51
(F) ich auch ohne die Kirche christlich sein kann	trifft nicht zu (1+2)	38	51	1,67
(G) ich in meinem Leben keine Religion brauche	trifft zu (6+7)	67	60	5,58
(H) ich die Kirche unglaublich finde	trifft nicht zu (1+2)	16	21	4,42
(I) es in meinem Umfeld normal war/ist, nicht in der Kirche zu sein	trifft zu (6+7)	83	87	4,94
(J) ich mit dem Glauben nichts mehr anfangen kann	trifft nicht zu (1+2)	3	2	2,46
(K) ich politisch unter Druck gesetzt wurde	trifft zu (6+7)	60	30	3,99
(L) ich mir (und meinen Kindern) unnötige Auseinandersetzungen ersparen wollte	trifft nicht zu (1+2)	9	35	1,39
(M) mir die Kirche fremd geworden ist	trifft zu (6+7)	32	56	1,77
	trifft nicht zu (1+2)	21	12	4,25
		45	31	
		14	21	
		9	39	
		65	34	
		29	50	
		29	16	
		1	4	
		90	85	
		2	7	
		79	70	
		34	48	
		26	18	

Quelle: KMU IV.

Diese Motivationsstruktur sieht deutlich anders aus, wenn man zwischen hoch engagierten und distanzierten Kirchenmitgliedern unterscheidet (vgl. Grafik 2). Diejenigen, die hoch engagiert sind, fühlen sich vor allem durch eine Wertübereinstimmung mit der Kirche sowie durch ihre eigene Religiosität motiviert, der Kirche anzugehören. Außerdem finden sie es wichtig, dass die Kirche ihnen bei der Bewältigung ihrer persönlichen Krisen hilft. Die persönliche und gesellschaftliche Nutzen-erbringung der Kirche ist für ihre Kirchenmitgliedschaft von mittlerer Bedeutung. Am wenigsten wichtig ist für sie das konventionelle Motiv, dass man in der Kirche ist, weil es sich so gehört oder die eigenen Eltern auch in der Kirche waren. Für die Kirchendistanzierten ist die Mitgliedschaftsbegründung deutlich anders. Für sie ist die persönliche und gesellschaftliche Nutzenfunktion am bedeutsamsten, wobei das Interesse an der Begleitung der Kirche durch Taufe, Trauung und Beerdigung an erster Stelle steht (vgl. Grafik 2). Dann folgt bereits das Konventionsmotiv, während die Werteübereinstimmung und die Hilfe in persönlichen Krisensituationen als am unwichtigsten eingeschätzt werden.

Grafik 2: Kirchenmitgliedschaftsgründe der Evangelischen in den alten Bundesländern nach Kirchgang 2002 (in %)
Frage: „Ich bin in der Kirche, weil ...“



Quelle: KMU IV.

In Klammern: Reihenfolge der Wichtigkeit der Mitgliedschaftsmotive bei denjenigen Kirchenmitgliedern, die von sich sagen, sie würden nie zum Gottesdienst gehen.

Aus diesem Befund könnte man die nahe liegende Schlussfolgerung ziehen, dass es für die Kirche, wenn sie denn ihre Bindungskapazität ausbauen will, also darauf ankommt, die Religiosität der Kirchenmitglieder, die Akzeptanz der kirchlichen Lehren und die individuelle Glaubensüberzeugung zu stärken sowie zur persönlichen Krisenbewältigung beizutragen, währenddessen die Erfüllung anderer Aufgaben, etwa die Durchführung von Kasualien, nicht so wichtig ist. Genau eine solche Schlussfolgerung sollte man aus den präsentierten Daten jedoch nicht ziehen, denn die unterschiedlichen Mitgliedschaftsmotive sind mit sehr unterschiedlichen Mitgliedschaftsverhältnissen verbunden, und wenn man die Distanzierten nicht verlieren will, wird man gut beraten sein, auch ihre Erwartungen zu bedienen. Allein auf die Stärkung des Glaubens, auf Seelsorge und Gottesdienst zu setzen, führt nicht weiter. Offenbar ist die Struktur der Motive, aus denen heraus sich Menschen an Kirche halten, zu komplex, um sich auf einen einzigen Motivationskomplex zu konzentrieren. Es dürfte daher schwer sein, das kirchliche Handeln durch Profilierung und Konzentration zu optimieren. Wenn man sich in diese Richtung bewegen würde, müsste man andersartige Mitgliedschaftsmotivationen vernachlässigen und hätte damit nicht viel gewonnen, sondern unter Umständen sogar einiges verloren.

3. Motive des Kircheneintritts

Warum treten Menschen in die Kirche ein? Zunächst muss man festhalten, dass die Bereitschaft zum Kircheneintritt bei denjenigen, die nicht in der Kirche sind, ausgesprochen gering ist. Etwa ein bis zwei Prozent der Konfessionslosen sagen von sich, dass sie darüber nachdenken, in die Kirche einzutreten, oder dass sie zu diesem Schritt schon fast entschlossen sind. Für mehr als neunzig Prozent der Konfessionslosen kommt ein Kircheneintritt nicht in Frage. In den letzten Jahren sind die Kircheneintrittszahlen zwar angestiegen, aber dabei handelte es sich lediglich um einen Anstieg von etwa zwanzig Prozent. Nach wie vor liegen die Kirchaustrittszahlen deutlich über den Kircheneintrittszahlen, heute allerdings nur noch um mehr als das Doppelte. Wenn sich das Verhältnis von Kirchaustritten zu Kircheneintritten zugunsten letzterer verbessert hat, dann liegt das vor allem am deutlichen Rückgang der Kirchaustritte, weniger indes an einer Erhöhung der Kircheneintritte.

Unter denjenigen, die in die Kirche eintreten, finden sich überproportional häufig Ehepartner mit Kindern sowie Ältere über 50 Jahren

(Volz 2005: 5 ff.). Die Motive, auf die die Eintretenden selber hinweisen, bestehen erstens darin, dass man auf die kirchliche Bestattung nicht verzichten möchte, zweitens darin, dass der eigene Partner auch schon in der evangelischen Kirche ist; drittens war für viele die Taufe der eigenen Kinder der Anlass zum Eintritt. Offenbar spielen die familiären Verhältnisse eine große Rolle für die Bereitschaft, in die Kirche ein- oder wieder einzutreten. In einigen meiner eigenen Untersuchungen hat sich gezeigt, dass neben dem familiären Kontext auch die Einbindung in außerfamiliäre Netzwerke, Bekanntschaften und Milieus den Kircheneintritt befördert. Wenn Personen aus dem näheren Umkreis der Kirche angehören, so kann das dazu führen, dass sich Menschen motiviert fühlen, mit ihnen gemeinsam an kirchlichen Veranstaltungen teilzunehmen und sich der Kirche schrittweise anzunähern. Zugleich wird von denjenigen, die sich der Kirche annähern, der soziale Charakter der Kontaktaufnahme oft nicht als ausreichend angesehen. Oft halten sie es für erforderlich, auch einen inneren Bezug zu den Inhalten des Glaubens herzustellen. Wenn sie in die Kirche eintreten, dann, so meinen sie, nicht allein, weil andere sie dazu angestiftet haben, sondern weil sie es mit diesem Schritt auch persönlich ernst meinen (Hartmann/Pollack 1998: 38 ff.). So sehr der Kircheneintritt vielleicht ohne die soziale Unterstützung aus dem unmittelbaren Lebensumfeld nicht zustande gekommen wäre, so wichtig ist es den Eintretenden doch, dass er authentisch vollzogen wird.

4. Die Taufbereitschaft der Evangelischen

Wenn sich Menschen taufen lassen, dann ist das im Wesentlichen eine Entscheidung ihrer Eltern. In der Sicht der evangelischen Kirchenmitglieder wird die Taufe aber weniger als eine Familienfeier oder als etwas, das einfach dazugehört, angesehen, sondern vor allem als Initiationsritus interpretiert: Das Kind wird mit der Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen; ein Kind wird getauft, damit es zur Kirche gehört – das sind die Antwortvorgaben, die am häufigsten bejaht werden. Die Aussage, ein Kind wird getauft, weil es christlich erzogen werden soll, findet allerdings auch eine starke Zustimmung – mehr als die Interpretation der Taufe als bloße Familienfeier oder Konvention. Anscheinend sind viele bereit, ihre Kinder, wenn sie sie zur Taufe bringen, auch christlich zu erziehen.

Die Taufbereitschaft ist im Laufe der letzten Jahre leicht gestiegen. Im Jahr 2002 wurde die Frage, ob man bereit wäre, sein Kind taufen zu lassen, so häufig bejaht wie niemals in den Umfragen zuvor. Zugleich kann man feststellen, dass der Anteil der Erwachsenentaufen im Westen Deutschlands auf ungefähr 9 % der Gesamtzahl der Getauften angestiegen ist. In Ostdeutschland beläuft er sich auf 20 %. Dabei sind es im Westen Deutschlands noch einmal mehr, die prinzipiell befürworten, dass jeder selber über seine Taufe entscheiden soll. 19 % der westdeutschen Evangelischen befürworten, dass das Kind, das getauft werden soll, als Erwachsener selbst darüber entscheiden soll. 78 % der befragten Evangelischen sprechen sich allerdings nach wie vor für die Kindertaufe aus. Das heißt, die Zugehörigkeit zur Kirche wird nach wie vor überwiegend als ein zugeschriebenes und nicht als ein selbst erworbenes Merkmal angesehen. Die Zugehörigkeit zur Kirche soll nach dem Willen der Mehrheit also nicht ein Akt der eigenen Entscheidung sein.

Wie stark dieser Akt der Taufe in die jeweilige familiäre Situation eingebettet ist, kann man daran sehen, dass die Kinder von allein erziehenden Müttern weitaus weniger häufig getauft werden als Kinder, die aus Familien stammen, in denen beide Elternteile vorhanden sind. Sie werden nur in etwa 25 % der Fälle der sonst anzutreffenden Häufigkeit getauft (Ahrens/Wegner 2006). Dabei ist die Taufrate von Kindern aus konfessionell gemischten Ehen noch einmal niedriger als von Kindern aus konfessionell homogenen Ehen. Erstere liegt etwa zwanzig Prozentpunkte unter letzterer. Kinder, deren Eltern beide der evangelischen Kirche angehören, werden zu weit über 90 % getauft. Auch hier ist die Bedeutung des familiären Kontexts für die Entscheidung zur Weitergabe der Kirchenmitgliedschaft offensichtlich.

5. Beteiligung am Gottesdienst

Damit sind wir bei den beobachtbaren Formen der Beteiligung am kirchlichen Leben angekommen. Wie gering die Beteiligung an den Gottesdiensten der evangelischen Kirchen ist, ist bekannt. An einem durchschnittlichen Sonntag sind es kaum mehr als 5 % der evangelischen Kirchenmitglieder, die zur Kirche gehen. Interessanterweise liegt allerdings der Anteil der Befragten, der angibt, zum Gottesdienst zu gehen, stets deutlich über dem Prozentsatz derjenigen, die dann in der Kirche tatsächlich zu finden sind. Um diese Abweichung zu erklären,

spricht man in der Literatur von einem intendierten Verhalten: Eigentlich möchte man in den Gottesdienst gehen und definiert sich daher auch als Gottesdienstbesucher, tatsächlich aber geht man weitaus öfter nicht, als man selber meint. Offenbar ist der Kirchgang zumindest im Westen Deutschlands bei vielen nach wie vor eine akzeptierte Norm. Anscheinend beeinflussen die Kirchen in Westdeutschland nach wie vor Werthaltungen und Orientierungen von beachtlichen Teilen der Bevölkerung. Dass diese dennoch die Angebote der Kirche, etwa den Gottesdienst, so selten wahrnehmen, hat nur relativ wenig damit zu tun, dass ihnen die Form, in der der Gottesdienst gefeiert wird, nicht zusagt (vgl. Tabelle 3). Weniger als ein Drittel geben an, dass die Art der Predigt oder der Stil der Gottesdienste sie davon abhält, den Gottesdienst zu besuchen. Weitaus wichtiger ist der Wunsch, am Wochenende auszuspannen (64 %) oder anderes zu tun (38 %). Wenn man aber nicht zum Gottesdienst geht, obwohl man sich möglicherweise noch als Gottesdienstbesucher versteht, muss man die eigene Präferenzordnung dem praktizierten Verhalten anpassen. Logischerweise muss man dann als das wichtigste Motiv für das Fernbleiben vom Gottesdienst angeben, dass der Besuch des Gottesdienstes für den eigenen Glauben unwichtig sei. Für das praktizierte Verhalten bedarf man einer überzeugenden Legitimation. Wahrscheinlich bleiben die Menschen dem Gottesdienst nicht nur fern, weil ihnen der Glaube wenig bedeutet. Sie gehen nicht hin, weil sie ausspannen wollen oder etwas anderes zu tun haben, und dann erklären sie, dass sie den Gottesdienst für ihren Glauben nicht brauchen. Christen wollen diese Kirchenmitglieder schon noch sein. Dabei erweist sich hier die Ost/West-Differenz als gering, da nicht die Konfessionslosen, sondern die Kirchenmitglieder befragt wurden.

Tabelle 3: *Gründe gegen den Gottesdienstbesuch*

Teilgruppe: Gottesdienstbesuch mehrmals im Jahr/seltener/nie	Ev. West %	Ev. Ost %
Ich will am Wochenende ausspannen	64	51
Ich fühle mich zu den Menschen nicht zugehörig, die am Gottesdienst teilnehmen	31	24
Für meinen Glauben ist der Besuch des Gottesdienstes unwichtig	74	63
Oft hält mich die Art der Predigt davon ab, den Gottesdienst zu besuchen	30	28
Mir ist es irgendwie peinlich, in den Gottesdienst zu gehen	8	5
Ich habe am Sonntagvormittag andere Verpflichtungen	39	44
Der Stil, in dem Gottesdienste gefeiert werden, gefällt mir nicht	31	18
Ich habe am Sonntagvormittag besseres zu tun	38	33

Quelle: KMU IV.

Doch betrachten wir einmal den Einfluss des Gottesdienstbesuchs auf den Glauben an Gott genauer. Bei einer Untersuchung der Wirkung der Gottesdienstteilnahme auf das Glaubensleben zeigt sich, dass ein hoher statistischer Zusammenhang zwischen der Teilnahme am kirchlichen Leben und der Bejahung des christlichen Gottesglaubens besteht. Von denen, die jeden Sonntag zum Gottesdienst gehen, glauben 94 % an einen Gott, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat (vgl. Tabelle 4). Von denen, die den Gottesdienst nie besuchen, sind es hingegen nur 10 %, die sich zu einem solchen Glauben bekennen. Während von den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern niemand angibt, nicht in irgendeiner Form an Gott zu glauben, finden sich unter denen, die an der religiösen Kommunikation in der Kirche nicht teilnehmen, immerhin 31 %, die weder an Gott noch eine höhere Kraft glauben oder sogar überzeugt sind, dass es keinen Gott gibt. Der Gottesdienst hat keinen deterministischen Einfluss auf den Gottesglauben; es ist richtig, dass man an Gott glauben kann, auch ohne an den von der Kirche bereitgestellten Formen der Glaubenskommunikation zu partizipieren. Die Wahrscheinlichkeit, dass von der praktizierten religiösen Interaktion in der Kirche Effekte auf die Akzeptanz christlicher Glaubensvorstellungen ausgehen, ist jedoch, wie Tabelle 4 zeigt, ausgesprochen hoch.

Tabelle 4: *Glaube an Gott in Abhängigkeit von der Kirchengangshäufigkeit (in %)*
Frage: Auf dieser Liste stehen fünf Aussagen zum Glauben an Gott.
Welche dieser Aussagen trifft am ehesten auf Sie zu?
Wie häufig gehen Sie in die Kirche bzw. besuchen Sie Gottesdienste?

	Kirchengangshäufigkeit				
	jeden oder fast jeden Sonntag	ein- bis zweimal im Monat	mehr- mals im Jahr	einmal im Jahr oder noch seltener	nie
Glaube an Gott					
Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat	93,9	79,9	45,1	17,0	9,7
Ich glaube an Gott, obwohl ich immer wieder zweifle und unsicher werde	4,1	14,1	31,7	28,6	18,3
Ich glaube an eine höhere Kraft, aber nicht an einen Gott, wie ihn die Kirche beschreibt	2,0	5,5	20,9	46,0	40,9
Ich glaube weder an Gott noch an eine höhere Kraft		0,5	1,6	6,5	20,0
Ich bin überzeugt, dass es keinen Gott gibt			0,7	1,8	11,2
N	148	199	556	498	465

Quelle: KMU IV

Heißt das, dass die Kirche ihr Profil schärfen, zur Teilnahme an den von ihr angebotenen Formen geistlicher Kommunikation aufrufen und sich in ihrem Handeln vor allem auf ihre geistlichen Aufgaben konzentrieren sollte? Worin bestehen eigentlich die Erwartungen der Kirchenmitglieder an ihre Kirche?

6. Erwartungen an die Kirche

Auf die Frage, was die evangelische Kirche tun sollte, antworten 78 % der Evangelischen, die Kirche solle die Menschen durch Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung an den Wendepunkten des Lebens begleiten (vgl. Tabelle 5). Ebenso viele oder sogar noch mehr meinen, die Kirche sollte Alte, Kranke und Behinderte betreuen bzw. sich um Probleme von Menschen in sozialen Notlagen kümmern. Ebenfalls hoch ist

der Anteil derjenigen, die die Auffassung vertreten, die Kirche sollte die christliche Botschaft verkündigen, Gottesdienste feiern und Raum für Gebet, Stille und innere Zwiesprache geben. Es sind also drei Aufgaben, die man der Kirche zuweist: Sie soll durch die Verkündigung ihrer Botschaft, durch Gottesdienste und Seelsorge geistliche Kommunikationsmöglichkeiten bereithalten (1), den Menschen durch Übergangsrituale in biographischen Umbruchssituationen helfend zur Seite stehen (2) und sich für Notleidende einsetzen (3). Demgegenüber halten es die evangelischen Kirchenmitglieder für weitaus weniger wichtig, dass die Kirche sich um den Arbeitsalltag und das Berufsleben kümmert, kulturelle Angebote unterbreitet, einen Beitrag zur Kindererziehung leistet oder sich gar zu politischen Grundsatzfragen äußert. Dort, wo die moderne Gesellschaft funktional spezialisierte Organisationen und Institutionen zur Bearbeitung der gesellschaftlich anfallenden Aufgaben bereitstellt, ist die Kirche kaum gefragt. Dort traut man den anderen Institutionen und Organisationen offenbar eine höhere Kompetenz zu als der Kirche. Wo hingegen die Kernfunktion der Kirche betroffen ist und wo die Leistungsfähigkeit anderer sozialer Einrichtungen an eine Grenze gerät, soll Kirche wirksam werden: Sie gilt als der Anwalt für das Unverfügbare, für das, was Menschen vielleicht nicht vollständig im Griff haben: die Beziehung zum Transzendenten, die Wendepunkte im Leben und in Krankheit, Alter, Not und Tod. Der diakonischen Hilfsfunktion, die man der Kirche zuschreibt, entspricht es, dass man ihr auch im Bereich von Entwicklungshilfe und im Umgang mit Fremdenhass und Ausländerfeindlichkeit eine wichtige Aufgabe zuweist. Offenbar wird Kirche immer dann für kompetent gehalten, wenn rationale Bewältigungsstrategien an eine gewisse Grenze kommen, wenn nicht nur zweckrationales, nutzenorientiertes Handeln gefragt ist, sondern auch wertrationales. Dabei sind die Erwartungen an das kirchliche Engagement hinsichtlich der Kindererziehung, der Leistung von Entwicklungshilfe, der Unterbreitung kultureller Angebote sowie der Begleitung im Berufsleben und im Arbeitsalltag von 1992 bis 2002 dramatisch zurückgegangen. Muss man dies so verstehen, dass Kirche sich stärker als bisher auf die Kernaufgaben konzentrieren soll, die im geistlichen und diakonischen Bereich liegen? Möglicherweise ist die Erfüllung nichtreligiöser Aufgaben in Phasen rapiden sozialen Wandels, wie er für die Zeit unmittelbar nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung charakteristisch war, stärker nachgefragt als in ruhigeren Perioden, in denen die Stabilität sozialer Ordnungen vorausgesetzt werden kann, aber nicht wie in sozialen

Umbruchssituationen durch besondere Aktivitäten erst mühsam gesichert werden muss. Heute scheint daher die Nachfrage nach der Erfüllung nichtreligiöser Aufgaben durch die Kirche geringer zu sein als noch in der Zeit nach der Wende.

Tabelle 5: *Erwartungen an die Kirche*

Frage: Ich möchte gern wissen, ob sich die evangelische Kirche Ihrer Meinung nach in den verschiedenen Bereichen engagieren soll.

Die evangelische Kirche sollte ...	Evangelische in %			
	1972 West	1982 West	1992 West	2002 West
die christliche Botschaft verkündigen (zeitnah und modern)	57	70	76	72
Gottesdienste feiern (Gottesdienste, durch die sich Menschen angesprochen fühlen)			74	74
Raum für Gebet, Stille und innere Zwiesprache geben			76	68
Menschen durch Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung an den Wende- punkten des Lebens begleiten				78
einen Beitrag zur Erziehung der Kinder leisten		52	60	40
Entwicklungshilfe leisten		73	69	53
sich zu politischen Grundsatzfragen äußern (zur Urteilsbildung beitragen, indem sie sich zu wichtigen Gegenwartsfragen äußert)	22	41	52	22
die christlich-abendländischen Werte verteidigen				42
sich um Probleme von Menschen in sozialen Notlagen kümmern			78	77
das Gespräch mit den nicht-christlichen Religionen verstärken				39
sich um Arbeitsalltag und Berufsleben kümmern		35	43	27
kulturelle Angebote machen			57	37
sich gegen Fremdenhass und Ausländer- feindlichkeit wenden			73	61
Alte, Kranke und Behinderte betreuen	76	90	82	82

Quelle: KMU I-IV.

Auch diejenigen, die der Kirche distanziert gegenüberstehen, haben beachtliche Erwartungen an die Kirche. Bei ihnen ist vor allem die Erwartung, dass sich die Kirche für Alte, Kranke, Behinderte und Menschen in sozialen Notlagen einzusetzen habe, überproportional stark ausgeprägt. Und auch die Funktion der kirchlichen Begleitung in Fällen des biographischen Umbruchs wird bei ihnen besonders häufig nachgefragt. Die hohe Zustimmung zu diesen beiden Aufgabenbereichen zeigt, dass die Kirche in ihren Augen durchaus beachtliche Aufgaben erfüllen soll. Sich persönlich am Leben der Kirche beteiligen oder sich in ihr engagieren wollen sie aber nicht. Offenbar brauchen sie sie aktuell nicht. Wenn aber ein Notfall eintritt oder bei biographischen Gelegenheiten, möchten sie auf die Kirche zurückgreifen können und sicher sein, dass es diese „Hilfsorganisation“ gibt. Die Kirche ist für sie anscheinend so etwas wie eine Sekundärinstitution – eine Institution im Hintergrund, deren Leistungen von vielen erst in Anspruch genommen werden, wenn andere Institutionen ausfallen oder nicht mehr zur Verfügung stehen. Die Randmitglieder halten mithin andere Aufgaben für wichtig als kirchennähere Mitglieder.

7. Was kann die Kirche tun, um Menschen an die Kirche zu binden?

Wenn wir nunmehr abschließend fragen, was die Kirche tun kann, um die Menschen stärker an sich zu binden, so ist eines von vornherein klar: Die Menschen haben äußerst unterschiedliche Motive, sich zur Kirche zu halten, und sie haben sehr verschiedenartige Erwartungen an sie. Wie die Interpretation der Kirchenmitgliedschaftsgründe sowie der Erwartungen an die Kirche deutlich gemacht hat, variiert die Motivations- und Einstellungslage in starkem Maße in Abhängigkeit davon, in welcher Nähe sich die einzelnen zur kirchlichen Institution befinden. Für das distanziertere Mitglied ist die Kirche vor allem als Verwalter der Übergangsrituale, aufgrund ihrer sozialen Hilfsfunktionen und als Traditionsbewahrerin von Bedeutung; die kirchennäheren Mitglieder schätzen an ihr den Beitrag, den sie als Trost- und Schutzinstitution für die Bewältigung ihrer existentiellen Probleme leistet, und sie fühlen sich zur Kirche aufgrund einer Übereinstimmung mit den von ihr vertretenen Werten und Inhalten hingezogen. Will die Kirche auf die unterschiedlichen Formen und die unterschiedlichen Intensitätsgrade der Mitgliedschaftsverhältnisse Rücksicht nehmen, so ist sie gut beraten, sich als eine multifunktionale

religiöse Institution zu entwerfen, die ein Standbein und ein Spielbein hat. Das Standbein ist mit der Funktion der geistlichen Kommunikation, die sie im Gottesdienst, in der Seelsorge und in den Kasualien erfüllt, bezeichnet. Bei der Wahrnehmung dieser Funktionen ist Kirche nach wie vor weitgehend unersetzbar. Die Wahrnehmung anderer Funktionen dient der Verbreiterung der Kontaktflächen zur Gesellschaft sowie der Berücksichtigung anderer als partizipatorischer und existentieller Mitgliedschaftsbedürfnisse. Auch diese muss sie erfüllen, wenn sie nicht viele Menschen verlieren will, die der Kirche angehören, ohne sich in ihr zu engagieren. Wenn man der Kirche raten will, was sie tun und was sie lassen sollte, so lässt sich ein Königsweg nicht ausmachen. Als multifunktionale Institution muss sie eine Vielzahl von Aufgaben bedienen, die nicht ins Zentrum ihres theologischen Auftrages gehören und ohne deren Erfüllung sie doch auch die Chancen zur Wahrnehmung ihrer geistlichen Verpflichtung verschlechtern würde.

Das heißt nicht, dass die Kirche gar nichts tun kann, um ihre Bindungskompetenz zu stärken, aber das heißt, dass sie niemals auf einen Punkt allein setzen kann, sondern unterschiedliche Funktionen gleichzeitig bedienen muss. Wenn es denn richtig ist, dass diejenigen, die am Gottesdienst teilnehmen, eine höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, an Gott zu glauben als diejenigen, die das nicht tun, dann kommt in der Vermittlung des ‚Programms‘ der Kirche den Gottesdiensten eine herausragende Bedeutung zu. Die Übereinstimmung mit der von der Kirche vertretenen Botschaft war ja auch ein wichtiges Motiv für die Mitgliedschaft in der Kirche. Außerdem ist die Durchführung ansprechender Gottesdienste und die zeitnahe und moderne Verkündigung der christlichen Botschaft nach Aussage der Befragten eine der wichtigsten Erwartungen, die die Menschen an die Kirche haben. Wenn es nicht gelingt, in den Gottesdiensten von der Barmherzigkeit und der Macht Gottes so zu erzählen, dass die Menschen ihre eigenen Probleme in dieser Erzählung wiedererkennen können, dann hat die Kirche bei der Wahrnehmung ihrer Funktion der Vermittlung zwischen der Immanenz und der Transzendenz versagt. Offenbar kommt es dabei auch darauf an, dass die Durchführung der Gottesdienste nicht zu viel Zeit in Anspruch nimmt. Wenn die Menschen sagen, sie würden nicht zum Gottesdienst gehen, weil sie ausspannen wollten und am Sonntag anderes zu tun hätten, dann ist das wohl ein deutlicher Hinweis auf die Konkurrenzsituation, in der sich der Gottesdienst befindet. Gottesdienste sollten daher nicht nur ansprechend, sondern auch kurz sein.

In hohem Maße kann die Kirche ihre Bindungsfähigkeit beeinflussen, wenn sie in ihrer Arbeit bei den Jugendlichen und den Kindern ansetzt, also in derjenigen biographischen Phase, in der die religiöse Prägung vorrangig erfolgt. Die Intensität der Religiosität im Erwachsenenalter hängt sehr stark davon ab, ob man als Kind religiös erzogen wurde oder nicht (Müller/Pollack 2007: 176). Die Austrittswahrscheinlichkeit sinkt bei Vorliegen einer religiösen Sozialisation, die Eintrittswahrscheinlichkeit erhöht sich, wenn die Menschen als Kinder oder Jugendliche schon einmal mit Kirche in Kontakt kamen, und die Beteiligung am kirchlichen Leben ist bei den religiös Erzogenen höher als bei den nicht religiös Erzogenen.

Das dritte, worauf es ankommt, ist mit dem Stichwort ‚Stärkung der Familie‘ als Faktor kirchlicher Bindung bezeichnet. Wie wir gesehen haben, treten viele in die evangelische Kirche ein, weil der Partner auch evangelisch ist oder weil sie möchten, dass ihre Kinder getauft werden. Unter den Alleinerziehenden ist die Taufquote deutlich geringer als bei denjenigen, die in einer vollständigen Familie aufwachsen. Außerdem besitzen im Westen Deutschlands die Ehen nach wie vor einen relativ hohen Grad an konfessioneller Homogenität. Konfessionsgebundene Partner tendieren dazu, ebenfalls konfessionsgebundene Partner zu heiraten, und Konfessionslose heiraten überproportional häufig Konfessionslose. Die Bedeutung der Familie für die Integrationsfähigkeit der Kirche wird auch daran ersichtlich, dass der Kirchenaustritt vor allem im Alter zwischen 18 und 29 Jahren erfolgt, also in einem Lebensabschnitt, in dem die Prägung durch die Herkunftsfamilie zurückgeht und eine neue Familie noch nicht gegründet ist. Kurz gesagt, kirchliche Bindungen werden durch familiäre Verhältnisse sehr stark beeinflusst.

Weiterhin ist es für die Kirche gewiss wichtig, in der Öffentlichkeit Imagepflege zu betreiben. Sie muss sich in den Medien als eine sympathische, die Menschen ernst nehmende, religiös kompetente Institution präsentieren. In dem Maße, wie über die Kirche in den Medien schlecht geredet wird, wird die Bereitschaft sinken, sich an die Kirche zu halten und sich in ihr zu engagieren.

Und noch etwas ist wichtig: Die Kirche wird dann kritisiert, wenn man sie als bevormundend, erstarrt, bürokratisch und moralisierend erlebt. Dies wäre dann so etwas wie eine negative Handlungsanweisung. Kirche muss es vermeiden, als quasistaatliche Herrschaftsinstitution wahrgenommen zu werden. Sie muss so weit wie möglich die Autonomieansprüche und die Emanzipations- und Selbstbestimmungsrechte

des Einzelnen respektieren. Eine Kirche, die als autoritär erlebt wird, darf auf Akzeptanz nicht hoffen.

Schließlich sei noch einmal betont, dass die Kirche selbstverständlich an den unterschiedlichsten Stellen der Gesellschaft tätig sein muss. Die vier oder fünf Punkte, die hier als besonders beachtenswert herausgestellt wurden, schließen in keiner Weise aus, dass für die Verbesserung der Anziehungskraft der Kirche zum Beispiel die Kirchenmusik wichtig sein kann, die Erfüllung von diakonischen Aufgaben oder das Angebot menschenfreundlicher Kasualien. Es gibt nicht eine einzige Handlungsoption, von der her die Bindungsfähigkeit der Kirche gestärkt werden kann. Eine einseitige Ausrichtung auf Profilschärfung, Öffnung und Wandel führt in die Sackgasse, denn sie überfordert die Handlungsmöglichkeiten der Kirche. Wenn die evangelischen Kirchen in den letzten drei Jahrzehnten bis auf wenige Ausnahmen (Weihnachtsgottesdienstbesuch, Wiedereintritte) im Wesentlichen Abbrüche hinnehmen mussten, dann ist es in hohem Maße unwahrscheinlich, dass sich dieser Trend bei gleich bleibenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen umkehrt. Wenn es eine seit Jahrzehnten gewachsene Überalterung der kirchlichen Gemeinden gibt, dann ist es schlicht unrealistisch, gegen den Trend wachsen zu wollen. Es ist nicht auszuschließen, dass, wenn die Vorschläge des Impulspapiers umgesetzt werden, dies auf eine groteske Selbstüberforderung der Kirche, ihrer Mitglieder und vor allem ihrer Mitarbeiter hinausläuft und am Ende die Resignation noch größer ist als heute.

Literatur:

- AHRENS, Petra-Angela/WEGNER, Gerd (2006): Ungebrochene Akzeptanz der Taufe bei verheirateten Eltern – erhebliche Taufunterlassungen bei Alleinerziehenden – Verbesserungen beim Taufvollzug. Hannover: Sozialwissenschaftliches Institut der EKD.
- DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ (1998): Deutsche Bistümer: Statistische Zeitreihen ab 1960.
- (2009a): Kirchliche Statistik: Eckdaten des Kirchlichen Lebens in den Bistümern Deutschlands 1990–2007. Homepage der Deutschen Bischofskonferenz.
 - (2009b): Kirchliche Statistik: Katholiken und Gottesdienstteilnehmer. Homepage der Deutschen Bischofskonferenz.
- ENGELHARDT, Klaus/LOEWENICH, Hermann von/STEINACKER, Peter (Hrsg.) (1997): Fremde Heimat Kirche: Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

- EVANGELISCHE KIRCHE (2004): Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in der EKD im Jahr 2003. Hannover: Kirchenamt der EKD.
- (2006): Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in der EKD im Jahr 2005. Hannover: Kirchenamt der EKD.
 - (2009): Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in der EKD im Jahr 2007. Hannover: Kirchenamt der EKD.
- EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND (2003): Statistik über Äußerungen des kirchlichen Lebens in der EKD in den Jahren 1986 bis 2001. Hannover: Kirchenamt der EKD.
- FEIGE, Andreas (1976): Kirchengaustritte: Eine soziologische Untersuchung von Ursachen und Bedingungen am Beispiel der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg. Gelnhausen; Berlin: Burckhardtshaus.
- HARTMANN, Klaus/POLLACK, Detlef (1998): Gegen den Strom: Kircheneintritte in Ostdeutschland nach der Wende. Opladen: Leske + Budrich.
- INSTITUT FÜR KIRCHLICHE SOZIALFORSCHUNG (IKSE) des Bistums Essen (1999): Statistische Daten der deutschen Bistümer in Zeitreihen: Daten der Statistischen Jahresehebungen ab 1960. Essen: IKSE.
- KIRCHE DER FREIHEIT (2006): Ein Impulspapier des Rates der EKD. Hannover: Evangelische Kirche in Deutschland.
- KIRCHENAMT DER EKD (2003): Weltsichten Kirchenbindung Lebensstile: Kirche – Horizont und Lebensrahmen; Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Hannover: EKD.
- KMU IV: Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD 2002. Datensatz. Hannover: EKD.
- MÜLLER, Olaf/POLLACK, Detlef (2007): Wie religiös ist Europa? Kirchlichkeit, Religiosität und Spiritualität in West- und Osteuropa, in: Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.): Religionsmonitor 2008. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- PITTKOWSKI, Wolfgang/VOLZ, Rainer (1989): Konfession und politische Orientierung: Das Beispiel der Konfessionslosen, in: Daiber, Karl-Fritz (Hrsg.): Religion und Konfession: Studien zu politischen, ethischen und religiösen Einstellungen von Katholiken, Protestanten und Konfessionslosen in der Bundesrepublik Deutschland und den Niederlanden. Hannover: Lutherisches Verlagshaus, 93–112.
- VOLZ, Rainer (2005): Massenhaft unbekannt – Kircheneintritte: Forschungsbericht über die Eintrittsstudie der Evangelischen Landeskirche in Baden. Karlsruhe: Evangelischer Oberkirchenrat.